

Fuck You Theoriemacker!

Für eine emanzipatorische und solidarische Praxis in den Gesellschaftswissenschaften

Gianna Gumgowski, Jule Tabel

Im Seminarraum, zwischen Kaffeebechern und verschlafenen Köpfen, schnellt eine Hand in die Höhe. Es ist die Hand eines Theoriemackers.

Vor sich ein Stapel Bücher, ein zerfleddertes Notizbuch, im Gesicht ein Ausdruck von Wichtigkeit und Ernsthaftigkeit. Er hat sich auf die Frage nach der Kernaussage des für heute zu lesenden Textes gemeldet, räuspert sich und fängt langsam an zu sprechen. Jedes Wort scheint bedeutsamer als das vorige zu sein. Statt über die Aussage des Textes zu sprechen, erklärt er direkt, dass er beim Lesen doch sehr an die Sichtweise eines anderen männlichen *weißen*¹ Autors erinnert wurde, den ja sicherlich alle gelesen hätten. Auch wenn ja jeder wisste, dass dessen Freiheitsbegriff natürlich ein anderer sei. Das ließe sich im dritten Band von dessen Hauptwerk auf Seite 357 nachlesen. Die Schwäche des Textes liege allerdings klar im Rückgriff auf die postmoderne Argumentation und der Ignoranz zentraler Fragen, die in der Gesellschaftstheorie seit Jahrzehnten diskutiert werden. Und er wolle mal fragen, ob der Rest der Seminarteilnehmer*innen diesen Eindruck teile.

Es folgt bedrückende Stille. Unausgesprochene Fragen füllen den Raum: Hat er gerade überhaupt was zum Text selbst gesagt? Was beinhaltet der Freiheitsbegriff, von dem er geredet hat? Welche Fragen der Gesellschaftstheorie meint er? Und warum fragt er nach dem Leseindruck der anderen, wenn er doch schon davon überzeugt ist, die Wahrheit zu kennen?

All diese Fragen bleiben unausgesprochen. Stattdessen bemühen sich alle um einen abgeklärten Blick. Einige nicken zustimmend, andere runzeln die Stirn und schütteln den Kopf. Wieder andere senken den Kopf und blättern hektisch in ihren Büchern oder schreiben voller Eifer in ihr Notizbuch. Der Beitrag war für das Verständnis des Textes nicht hilfreich, er hat auch die Frage nach den Kernaussagen

¹ Das Wort *weiß* (klein und kursiv) bezieht sich nicht auf die Hautfarbe, sondern auf die Zugehörigkeit zu der gesellschaftlichen Gruppe, die innerhalb der rassistischen Hierarchie mächt ausübend ist. Um diese Zugehörigkeit zu markieren, schreiben wir das Adjektiv in unserem Text kursiv.

nicht beantwortet. Doch niemand ist bereit, die eigene Rolle in diesem Schauspiel aufzugeben.

Als sich eine der drei FLINTA*-Personen² im Raum meldet, richten sich alle Augen auf sie. Sie sagt, sie würde gerne nochmal auf die Ausgangsfrage zurückkommen und legt kurz dar, wie sie die Kernaussage des Textes verstanden hat und stellt eine Verständnisfrage. Blitzschnell meldet sich der nächste Theoriemacker: »Ich glaube, du übersiehst da was. Um den Text ›richtig‹ zu verstehen, muss man schon das Dialektische darin sehen. Ich will jetzt nicht den Rahmen sprengen, aber Adorno hat in seiner Rede von 1967 gesagt – ich weiß nicht, ob alle das gelesen haben – ich zitiere...«. Es folgen fünf Minuten Monolog. Er redet immer schneller und schneller, bis er seine eigene Verwirrung über das, was er sagt, nicht mehr verbergen kann.

Doch das interessiert niemanden. Alle zeigen sich sichtbar beeindruckt und scheinen intensiv über das Gesagte nachzudenken. Nur die FLINTA*-Person, deren Beitrag gerade innerhalb von Sekunden übergangen wurde, schaut sich erst hilflos, dann wütend im Raum um. Warum spricht niemand über den Text, der eigentlich gelesen werden sollte? Und warum lässt der Dozent zu, dass hier Monologe gehalten werden, die keine inhaltliche Diskussion ermöglichen?

Als sie sich zum Ende der Sitzung noch einmal einbringt, wird sie von einem Theoriemacker unterbrochen, der sagt: »Ich habe mich zuerst gemeldet!« Der Dozent lacht und der Theoriemacker füllt die letzten Minuten des Seminars. Dann ist Schluss. Demonstrativ klappt sie ihr Notizbuch zu, holt Filter, Blättchen und Tabak aus ihrer Tasche und fängt an, sich eine Zigarette zu drehen.

Diese und ähnliche Erfahrungen in Seminaren der Geistes- und Sozialwissenschaft sowie lange Gespräche mit unseren Kommilitoninnen sind es, die unsere Auseinandersetzung mit der Universität aus feministischer Perspektive geprägt haben und der Ausgangspunkt unserer Überlegungen sind.

Viele Studierende verlassen in unserem Studiengang Seminare, weil die Diskussionskultur von Mackerverhalten geprägt ist und die Lern- und Erkenntnismomente dadurch für viele Seminarteilnehmende stark beeinträchtigt werden. Dieser Rückzug ist allerdings eine unbefriedigende und individuelle, wenn auch sehr nachvollziehbare, Reaktion. Allzu oft erscheinen uns FLINTA*-Personen Erfahrungen wie die geschilderte – also übergegangen zu werden, Monologe über heroisierte alte weiße Männer, überhebliche Kommentierung der Aussagen von FLINTA*-Personen, ständiges Unterbrechen oder Belehren und Ähnliches – als individuelle Beschwerden und vereinzelte Erfahrungen. Wir stellen uns diesem Gefühl der Vereinzelung entschieden entgegen und werden im Folgenden zeigen,

² FLINTA* ist ein Sammelbegriff für Frauen, Lesben, Intergeschlechtliche, Non-binäre, Trans- und Agender Personen. Das * steht für all diejenigen, die sich zwar keinem der genannten Begriffe zuordnen, aber dennoch aufgrund ihrer Geschlechtsidentität marginalisiert werden.

dass die Verhaltensweisen und Reaktionen der Theoriemacker als Ausdruck der kapitalistischen, patriarchalen und kolonialen Herrschaftsverhältnisse in unserer Gesellschaft verstanden werden müssen, die sich an der Universität reproduzieren und die als solche systematisch kritisiert und kollektiv angegriffen werden müssen. Wir gehen hier von persönlichen Erfahrungen mit *weißen* und *cis*³-männlichen Theoriemackern aus, die Gesellschaftswissenschaften studieren und vor allem eins tun: bluffen.

Dafür ist die Situiertheit unseres Arguments der einzige Ort, an dem wir starten können. Zum einen, weil wir überzeugt sind, dass unsere Erfahrungen einen möglichen Ausgangspunkt bieten, um das Zusammenwirken von Patriarchat, Kolonialismus und Kapitalismus an der Universität zu verstehen. Indem wir die Wirkung von patriarchalen und kolonialen Strukturen in der Erfahrung und im zwischenmenschlichen Verhalten aufzeigen (Kapitel 2 und 2.1) und sie als ›Überlebensstrategie‹ in den Kontext einer durch Wettbewerb, individuelle Leistung und Konkurrenz geprägten Universität setzen (Kapitel 3), möchten wir dieses Zusammenwirken sichtbar machen, anstatt die Strukturen abstrakt im Vorhinein zu definieren. Zum anderen lehnen wir die Prämisse einer neutralen und emotionslosen Position ab. Die subjektive Erfahrung dient dabei als Fenster, das eine bestimmte, verortete Perspektive auf gesellschaftliche Zusammenhänge ermöglicht, außerdem soll das Beispielhafte der Gewalt der Abstraktion entgegenwirken (Sharpe 2016: 8). Denn ja, wir sind angepisst, und diese Ablehnung und Wut steht am Anfang jeder Veränderung.

Dieser Text soll dazu beitragen, diese Strukturen für Studierende greifbar zu machen, um sie dort benennen und kritisieren zu können, wo sie aufkommen. Im Zentrum stehen die Fragen danach, wo und wann patriarchale, koloniale und kapitalistische Herrschaftsverhältnisse in unserem Alltag (re-)produziert werden und wie wir sie verändern können. Denn wir sind überzeugt, dass Herrschaftsverhältnisse auch in der Praxis, also dort, wo sie wirksam sind, bearbeitet werden müssen. Gleichzeitig ist es unser Ziel, Theoriemackern, die sich selbst als kritische Studierende (oder Dozierende) darstellen oder einer kritischen Gesellschaftstheorie zugehörig fühlen, ihre eigene systemerhaltende und unterdrückende Funktion vor Augen zu führen. Denn eine freiere Gesellschaft (und Universität) kann nur durch Prinzipien der Solidarität und nicht durch herrschaftsförmiges Handeln realisiert werden.

3 Das Präfix »*cis*« bedeutet, dass das die Geschlechtsidentität einer Person mit dem bei ihrer Geburt zugewiesenen Geschlecht übereinstimmt.

1. Der Macker und die Angst vor dem Nicht-Wissen

Der Begriff »Macker« ist dem umgangssprachlichen Verständnis von übertriebenem männlichen Dominanzverhalten, Selbstdarstellung und scheinbarer Unverletzlichkeit entliehen. Was wir hier Theoriemackertum nennen, meint ein Verhalten von Studierenden und Dozierenden in den Gesellschaftswissenschaften, das eine Auseinandersetzung und Kritik am Seminarbeitrag selbst verhindert, Beiträge prestigehaft aufwertet und als allgemeingültig darstellt, oder die Person durch Scheinfragen, die der Selbstdarstellung dienen, in ihrer Verletzlichkeit und relativen Unwissenheit schützt.

Dieses Verhalten kann auch – in Anlehnung an den Sozialwissenschaftler Wolf Wagner (1977) – als Bluff bezeichnet werden. Wagner nutzte diesen Begriff in den 1970er Jahren, um die Bewältigungsmechanismen von Studierenden an einer zunehmend neoliberalen Universität, insbesondere in den Geisteswissenschaften, zu beschreiben. In seinem Buch »Uni-Angst und Uni-Bluff. Wie studieren und sich nicht verlieren« beschäftigt er sich mit den spezifischen Verhaltensweisen, die er während seines Studiums und später in der Lehre sowohl bei sich selbst als auch bei Anderen beobachtete. Er berichtet von einer ständigen Angst vor der Entlarvung und »Abwertung als Nichtwissende[m]« (Wagner 2002: 27) und beschreibt in diesem Zusammenhang zwei Mechanismen der Angstabwehr: Die einen vollführen den sogenannten »Uni-Bluff«, die Anderen ziehen sich zurück (ebd.).

Der Bluff umfasst dabei weit mehr als die bloße Behauptung von Dingen, ohne sich ihrer Korrektheit sicher zu sein. Auch das Stellen von Fragen, die nicht auf tatsächliche Antworten abzielen, sondern vor allem das eigene Wissen vorführen sollen, sowie der Gebrauch allgemeiner und unwiderlegbarer Formulierungen zählen dazu. Darüber hinaus stellt die ständige Suche nach möglicher Kritik einen wichtigen Bestandteil des Uni-Bluffs dar. Es geht nicht mehr darum, Texte auf ihre Stärken hin zu untersuchen oder in Diskussionen zusammen an neuen Erkenntnissen zu arbeiten, sondern vor allem darum, die Schwächen der Anderen aufzudecken (ebd.: 11, 13, 19f.).

Der Bluff funktioniert vor allem über die gewählte sprachliche Form. Die Wissenschaftssprache, die an Universitäten benutzt wird, spielt eine begünstigende Rolle. Sie zeichnet sich durch unpersönliche Formulierungen, verdrehte Konjunktive und eine komplizierte und verschachtelte Ausdrucksweise aus. Dies ermöglicht es Studierenden, durch das Benutzen von »man« anstelle von »ich« oder durch Konstruktionen wie »man würde doch meinen...«, gefolgt von einer Vielzahl von Nebensätzen, ihren Redebeiträgen einen wissenschaftlichen und damit legitimen Anstrich zu verpassen, ganz unabhängig vom tatsächlichen Inhalt (ebd.: 14ff.).

Die von Wagner beschriebenen Verhaltensweisen stimmen mit denen überein, die wir bei den Theoriemackern beobachten. Wir möchten jedoch nicht nur den Bluff der Theoriemacker aufdecken, sondern ebendiesen Bluff auch in seinen

gesellschaftlichen Kontext einordnen. Anhand einzelner Beispiele des Verhaltens von Theoriemackern wollen wir zeigen, wie ihr Bluff vor allem patriarchale, kapitalistische und koloniale Mechanismen und Strategien beinhaltet, die auf Ausgrenzung und Abwertung beruhen und dadurch ebendiese Herrschaftsverhältnisse im Seminarraum reproduzieren.

2. Wer mithalten will, muss labern

Sowohl der Bluff als auch der Rückzug als Mechanismen der Angstabwehr ergeben nur Sinn innerhalb eines hierarchischen Systems, das auf individueller Leistung und Vergleich, Wettbewerb, Konkurrenz und Selektion basiert und durch die Illusion der Chancengleichheit abgesichert wird. Grundsätzlich sind wir, die in einem solchen System studieren, alle davon geprägt und betroffen, da wir uns ihm nicht entziehen können. Theoriemacker nutzen es jedoch in besonderer Weise zu ihrem Vorteil.

Dies geschieht durch Namedropping, allgemeingültige Formulierungen sowie langes, langsames und bedeutungsschweres Sprechen, das der Aufwertung der eigenen Aussagen dient. Strategien wie das Verwenden verschachtelter Nebensätze hingegen, eine sehr hohe Redegeschwindigkeit und mehr oder weniger subtile Themenwechsel zum Beispiel hin zu anderen Autor*innen ermöglichen die Verschleierung der eigenen unvermeidbaren und relativen Unsicherheit.

Nicht nur überspringen Theoriemacker gern die Erklärung komplexer Begriffe in ihrem Beitrag, weil sie dann tatsächlich ihr Verständnis dieser Begriffe unter Beweis stellen müssten. Hinter rasend schnellen theoretischen Abhandlungen, verpackt in lange Schachtelsätze, steht vor allem die eigene Angst. Ist es den Zuhörer*innen unmöglich, der Schnelligkeit des Gesagten in Gedanken zu folgen, besteht auch kein Risiko, auf Fehler hingewiesen und dementsprechend abgewertet werden zu können. Diese Strategien des Bluffs sind auf die Verbesserung der individuellen Situation innerhalb einer als Wettbewerb erscheinenden Seminarsituation an der kapitalistischen Universität ausgerichtet.

Auch das besonders langsame Sprechen erfüllt eine spezifische Funktion. Beobachten lässt sich das vor allem bei erfahrenen Theoriemackern, die bereits gute Erfahrungen mit ihrem Bluff gemacht haben und sich sicher sind, dass er funktioniert. Indem sie viel Zeit und Raum mit ewigen Redebeiträgen einnehmen, erhöht sich der Eindruck, das Gesagte sei außergewöhnlich komplex und sehr bedeutsam. Es handelt sich hier um Selbstdarstellung, um sich von den Anderen abzuheben, und ist die Reaktion auf den stets präsenten Vergleich zwischen den Studierenden. Die eigene Rolle bei der Reproduktion von Konkurrenz- und Leistungsdruck an der Universität wird nicht reflektiert, sondern das System zum eigenen Vorteil ausgenutzt. Dies mag für einige beinah selbstverständlich wirken. Es trägt jedoch nicht nur zur

Vereinsamung und Isolation unter Studierenden bei (Kapitel 3), sondern auch zum Ausschluss von bestimmten Perspektiven (Kapitel 2.1).

Denn dabei nehmen Theoriemacker sich den Raum, der vielen marginalisierten Personen nicht zugestanden wird. Und das geschieht mit einer Selbstverständlichkeit, die nur diejenigen an den Tag legen können, deren Berechtigung zur Raumeinnahme noch nie in Frage gestellt wurde. Indem sie in ihrem Redeverhalten die eigene Verfügungsmacht über Zeit und Raum zur Schau stellen und für Selbstdarstellung nutzen, manifestiert sich der Ausschluss marginalisierter Perspektiven zeitlich und räumlich.

3. Die Sache mit der Objektivität

Die wohl brutalste Erfahrung mit dem Theoriemackertum ist eine, die gar nicht so leicht zu benennen ist. Viele kennen vielleicht das drückende Gefühl im Bauch, das sich breit macht, wenn Theoriemacker ihre Wortmeldung mit Formulierungen wie, »Man weiß doch, dass...«, »Wir wissen, dass...«, »Wie uns ja allen klar ist« beginnen. Oder, wenn plötzlich wild mit Namen irgendwelcher längst verstorbener Theoretiker (ungegendert) und den von ihnen genutzten Fachbegriffen um sich geworfen wird, ohne diese zu erklären oder einzuordnen. Oder, wenn von der ›richtigen‹ Lesart eines Textes gesprochen wird. In allen Fällen wird ein Gefühl von Unterlegenheit und Unwissenheit erzeugt, wenn der anderen Person nicht (sofort) klar ist, was gemeint ist.

Was sich oft wie persönliches Versagen anfühlt, verstehen wir als Resultat des Bluffs. Indem Theoriemacker sich auf »wir« und »man« sowie auf große Namen und komplizierte Fachbegriffe beziehen, distanzieren sie sich von ihrer persönlichen Aussage. Durch den Bezug auf einen angesehenen Theoretiker und die unpersönliche Formulierung wirkt das Gesagte nicht länger subjektiv, sondern scheint durch die quasi universelle Anerkennung des Theoretikers beziehungsweise durch das Kollektiv der Wissenden, dem ›Wir‹, von außen abgesichert. Wer die Subjektivität der eigenen Aussage verschleiert, erhebt einen Anspruch auf Objektivität und Allgemeingültigkeit. Diese Darstellung des Gesagten als objektiv erzeugt zum einen Prestige für die Theoriemacker, zum anderen macht es sie weniger angreifbar.

Das ›Wir‹ und die ›Objektivität‹, auf die hier Bezug genommen wird, sind dabei keinesfalls beliebig. Seit Jahrhunderten beanspruchen europäische, weiße und wohlhabende cis-Männer die Fähigkeit zum objektiven Blick, der Kapazität zur universalen Perspektive (Hoppe 2021: 72; Wynter 2003; Tate/Bagguley 2017: 295ff.). Objektivität wird in diesem Verständnis als neutrale, von dem* der Betrachter*in und deren Körper und Erfahrungen unabhängige Sichtweise gesehen. So wird das Ideal einer ›Distanzierung des Wissenssubjekts von allem und jedem‹ verfolgt (Haraway 1995: 80).

Dieses Verständnis ignoriert jedoch die Tatsache, dass unsere Perspektiven, unsere Kategorien, unser Wissen immer von gesellschaftlichen Verhältnissen geprägt sind und durch die auf uns einwirkenden Machtstrukturen geformt werden. Aus der jeweiligen Position innerhalb dieser Verhältnisse, das heißt der Situiertheit, kann sich keine Perspektive befreien. Wissen wird in unserer Gesellschaft entlang der Linien von unter anderem Gender, Rassifizierung und Klasse produziert und ist immer situiert (Haraway 1995; Rodríguez 2016: 52, 57; Hoppe 2021: 72). Das Erheben eines Anspruchs auf eine neutrale, objektive, universelle Perspektive geht mit dem Ausschluss all jener Sichtweisen einher, die die spezifische Perspektive von marginalisierten Gruppen hervorheben oder auf einer anderen Art der Wissensproduktion beruhen. Sie werden als ›die Anderen‹ markiert, die im Gegensatz zum vermeintlich universellen und rationalen Menschen nicht als Wissenssubjekte anerkannt werden, weil sie – nicht zuletzt aufgrund ihrer ›persönlichen Betroffenheit‹ – gar nicht in der Lage seien, objektiv und rational zu denken. Diese Denkmuster finden sich noch heute in gesellschaftlichen Diskursen wieder und haben direkte Auswirkungen auf die Leben und Körper dieser Personen (Quijano 2007: 172ff.).

So trägt das Verhalten der Theoriemacker aktiv zum Ausschluss marginalisierter Perspektiven bei. Die herangezogene Interpretation wird als die einzige ›Richtige‹ und diese Art der Verwendung des Fachbegriffs als alternativlos dargestellt. Die Aufwertung im wertenden Vergleich, die die Theoriemacker mit dem Erheben eines Anspruchs auf Objektivität bezeichnen, geht einher mit der Abwertung all jener, die ihre Sichtweisen nicht kennen oder teilen. All jenen, die nicht sofort wissen, was gemeint ist oder ein anderes Verständnis haben, wird suggeriert, dass sie nicht einfach ein anderes Verständnis als der Theoriemacker, sondern ein Wissensdefizit gegenüber der Gemeinschaft, dem abstrakten, hegemonial definierten ›Wir‹ hätten. Sie werden aus dieser erkenntnisfähigen ›Wir‹ ausgeschlossen. Jede kritische Nachfrage oder gegenteilige Ansicht wird entsprechend damit zurückgewiesen, die Person habe es einfach nicht ›richtig‹ verstanden. Und besonders kühne Theoriemacker sehen sich in Seminaren in der Lage, zeitgenössischen, erfolgreichen Theoretikerinnen*, die in ihrer Textform und Sprache andere Denkweisen und Begriffe ausprobieren, um damit dezidiert marginalisierte Perspektiven auszudrücken, ihre ›Wissenschaftlichkeit‹ komplett abzusprechen. *The male audacity.*

Um ihre eigene Angst vor der Abwertung als Nicht-Wissende und dem Versagen innerhalb des wertenden Vergleichs zu überkommen, wenden Theoriemacker also unpersönliche Formulierungen, Namedropping, Fachwörter und Ähnliches an, um ihre Aussage als abgesichert und objektiv erscheinen zu lassen. Dafür nutzen sie ihre Position als weiße cis-Männer in einer von patriarchalen und kolonialen Strukturen durchzogenen Gesellschaft, die die Bedingungen schafft, ihre eigene Perspektive als ›objektiv‹ und abgesichert darzustellen.

Indem sie zu dieser Art des Bluffs greifen, bestätigen und reproduzieren sie ein patriarchales und koloniales Verständnis von Objektivität und schließen marginale

lisierte Perspektiven vom Diskurs aus. FLINTA*^ss und rassifizierte Personen können ihre eigenen Perspektiven nämlich nicht einfach mit der Verwendung von ‚wir‘ und ‚man‘ als gegeben und objektiv darstellen. Ihr jahrelanger Ausschluss über das Absprechen dieser spezifischen Objektivität und über die damit verbundenen materiellen diskriminierenden Strukturen lassen sich nicht durch reine Wortwahl überkommen (Rodriguez 2016: 57; Quijano 2007: 172ff.).

4. Das macht was mit uns: Entfremdung und Isolation

Theoriemacker reproduzieren mit ihrem Verhalten jedoch nicht nur patriarchale und koloniale Strukturen, sondern auch die kapitalistischen Funktionsweisen der Universität (wie Konkurrenz, Leistung, Selektion), welche eigentlich die Quelle ihrer eigenen Unsicherheit darstellen. Während im Seminar allerlei kapitalismuskritische Theorie vorgetragen oder abstrakte Gleichheitsvorstellungen proklamiert werden, scheinen Theoriemacker die kritische Reflexion der eigenen Praxis im Seminarräum nicht für nötig zu halten.

Wagner betonte bereits in den 1970er Jahren, dass es an der kapitalistischen Universität zu einer dreifachen Entfremdung kommt: »Entfremdung, vom Stoff, von den anderen und von sich selbst« (Wagner 2002: 21ff., 27). Er bezieht sich damit beispielsweise auf eine rein instrumentelle Beziehung zum Inhalt des Studiums, die ständige Konkurrenz, die zwischen den Studierenden steht und das unangenehme Gefühl, man selbst sei eine Fälschung, mit der man die anderen täusche. Sowohl der Bluff als auch der Rückzug als Strategien der Angstabwehr stellen jedoch keine tatsächliche Lösung dar, sondern verstärken diese dreifache Entfremdung weiter. Sich in/aus Seminarräumen zurückziehen oder aktives Bluffen: Beides trägt zu einer Einsamkeit und Isolation unter Studierenden bei. Theoriemacker, die gerne und viel bluffen, erfahren und reproduzieren diese dreifache Entfremdung durch ihr Verhalten in besonderem Maße.⁴

Entfremdung vom Stoff bedeutet hier, dass Studierende durch den Bluff keinen direkten Bezug mehr zum Inhalt ihres Studiums haben, da dieser für die Selbstdarstellung und den Selbstschutz instrumentalisiert wird. Dies geht damit einher,

4 Entfremdung ist ein Begriff, der zunächst von dem Philosophen und Ökonomen Karl Marx eingeführt wurde, um zu beschreiben was passiert, wenn in einer Gesellschaft alles produziert wird, um es auf einem Markt als Ware anzubieten, und Arbeit in Form von abhängiger Lohnarbeit organisiert wird. Sie beschreibt die Trennung der Menschen von dem Produkt ihrer Arbeit, das ihnen als Ware aber nicht gehört, sowie die Trennung der Menschen von der eigenen Tätigkeit, die ihnen nicht gehört, da sie diese als Arbeitskraft verkaufen müssen, die Entfremdung von Anderen und von sich selbst. Dies hängt damit zusammen, dass alle diese Beziehungen als Beziehungen nur noch zwischen Waren oder vermittelt über Waren stattfinden (Marx 1962; Marx 1968; Holloway 2016: 60ff.).

dass Studierende – nachvollziehbarerweise – oft nur eine vage Ahnung davon haben, was mit abstrakten und komplexen Begriffen tatsächlich gemeint ist, die sie immer wieder einstreuen. Indem insbesondere Theoriemacker beispielsweise keine tatsächlichen Fragen aus Verständnisschwierigkeiten oder Unwissenheit stellen, sondern Scheinfragen, die der Selbstdarstellung dienen, verhindern sie, dass sie sich mit dem Stoff tatsächlich auseinandersetzen. Diese Strategie zur Verschleierung von relativer Unwissenheit verhindert den Austausch und die Diskussion von Ideen der anderen Studierenden im Seminar und schadet dem tatsächlichen inhaltlichen Vorankommen aller, da Entwicklung durch Austausch und Kritik verhindert wird (Wagner 2002: 20).

Die Entfremdung von den Anderen benennt die Isolation und Einsamkeit, die Studierende durch den Bluff und den Rückzug erfahren. Denn beide Reaktionen führen dazu, dass keine ehrlichen, persönlichen Beziehungen zu Kommiliton*innen aufgebaut werden, aus Angst, als Nicht-Wissende aufzufliegen (Wagner 2002: 20). Die Anderen werden als Konkurrent*innen wahrgenommen, und auch im alltäglichen Austausch muss der Bluff aufrechtgehalten werden.

Der Bluff steht auch deshalb immer zwischen den Studierenden, weil der Fokus auf die individuelle Leistung den gesellschaftlichen Charakter des Studiums und der Wissensproduktion verschleiert. Der gesellschaftliche Prozess, der jeder Aktivität, jedem Verständnis, Denken und Fragen von Studierenden zugrunde liegt, wird mit dem Fokus auf die scheinbar individuelle Leistung unsichtbar gemacht und unterbunden.

Diese beiden Formen der Entfremdung gehen schließlich mit einer Entfremdung von sich selbst einher. Ein unangenehmes Gefühl der Unwirklichkeit entsteht, als sei alles nur Theater, wenn der Bluff dauerhaft aufrechterhalten werden muss und Unsicherheit nie gezeigt werden kann. Die Angst, als Fälschung aufzufliegen, bleibt immer bestehen. Dabei wird meist nicht gesehen, dass die Anderen eben auch nur blaffen (Wagner 2002: 20f.). Diese Entfremdung von sich selbst hängt auch damit zusammen, dass Studierende im Prinzip auch sich selbst wie eine Ware behandeln müssen und versuchen, schon im Seminarraum als solche besonders hervorzuheben. Denn auch Studierende sind darauf angewiesen, ihre Arbeitskraft als Ware auf dem Arbeitsmarkt anzubieten und zu verkaufen.

Die beschriebene dreifache Entfremdung ist eine Folge davon, dass auch die Universität und der Seminarraum in der Gesellschaft, in der wir leben, zu großen Teilen nach kapitalistischen Funktionsweisen organisiert sind (Wagner 1973: 57; Demirović 2010: 394). Der Bluff des Theoriemackers ist eine aktive Form der Reproduktion von Konkurrenzdenken, Leistungsprinzip, Selektion und auch der Illusion von Chancengleichheit, die das kapitalistische System prägen. Der Bluff der weißen, männlichen Theoriemackers, mit dem wir es häufig zu tun haben, ist dabei gekennzeichnet durch die Herabsetzung Anderer, dominanter bis ignoreranter Raumeinnahme, der Anbiederung an Professor*innen sowie dem Ausnutzen und

Verfestigen der patriarchalen und kolonialen Strukturen in unserer Gesellschaft (siehe Kapitel 2).

5. Kollektive Praxis gegen Mackertum

Theoriemackertum stellt also gewissermaßen eine Reaktion auf einen von Leistungsdruck und Konkurrenzdenken durchzogenen Universitätsbetrieb dar. Theoriemacker nutzen Strategien, die darauf abzielen, innerhalb dieser Strukturen zu bestehen, während sie diese kontinuierlich reproduzieren. Dass sie sich dabei gleichzeitig ihrer mächtvollen Position innerhalb patriarchaler und kolonialer Strukturen bedienen und diese ebenfalls reproduzieren, zeigt, wie eng Kapitalismus, Patriarchat und Kolonialismus in unserer Gesellschaft miteinander verwoben, ineinander verankert sind und sich gegenseitig bedingen. Und diese Mechanismen und Logiken existieren auch in Seminarräumen und -diskussionen, in denen es oftmals darum geht oder gehen soll, genau das kritisch zu hinterfragen. Es gibt viele strukturelle Probleme an den Universitäten im Kapitalismus, die von wichtigen Beiträgen auch in diesem Sammelband analysiert und kritisiert werden. Und für eine umfassende Veränderung der Verhältnisse reicht es nicht, sich im Seminarraum anders zu verhalten. Unsere Darstellung zeigt beispielhaft, wie die Logik der Universität eben in ein System eingebunden ist und hier eine bestimmte Funktion erfüllt, wie es im Beitrag von Lukas Geisler in diesem Sammelband näher ausgeführt wird. Es ist jedoch wichtig herauszustellen, dass die gesellschaftlichen Verhältnisse und die Menschen, die darin leben, sich gegenseitig hervorbringen. Das heißt auch, dass das Bewusstsein und die Handlungen von Menschen dazu in der Lage sind, diese Verhältnisse zu verändern. Es geht also darum sich diesen Strukturen mindestens zu verweigern und so weit wie möglich an einer Emanzipation mitzuarbeiten, anstatt sich die Herrschaftsstrukturen der Gesellschaft zunutze zu machen, wie es der Theoriemacker tut. Dies gilt insbesondere für Studierende mit einem Interesse an kritischer Theorie sowie ihren Dozierenden und insbesondere an der Universität als einem Ort der Wissensproduktion. Hierarchien müssen in der Praxis abgerissen werden. Ohne eine Veränderung der gesellschaftlichen Praxis untereinander können staatliche und institutionelle Veränderungen nur ein System mit leicht veränderten, aber ebenso gewaltsamen Herrschaftsverhältnissen hervorbringen.

Sich aus den bestehenden Verhältnissen und Denkmustern zu befreien, ist nicht einfach. Auch wir können uns den kapitalistischen, patriarchalen und kolonialen Einflüssen, die die Gesellschaft und die Universität auf unser Denken haben, nicht einfach entziehen. Es gelingt uns nicht, die Strukturen in einem Text wie diesem aufzubrechen. Wir orientieren uns zu großen Teilen selbst an den gelernten Kategorien, Autor*innen und Kriterien der ›Wissenschaftlichkeit‹ und auch wir benutzen

vielleicht ungewollt an manchen Stellen Formulierungen, die andere ausschließen und einen Eindruck von Überlegenheit oder Selbstdarstellung produzieren können.

In unseren gesamten Text schwingt das Ideal des kollektiven, solidarischen Lernens mit. Wir stellen es dem aktuellen Universitätssystem entgegen, das auf individueller Leistung, Ausgrenzung und Abwertung von bestimmten Perspektiven und der Illusion eines neutralen Standpunkts sowie der Verwertungs- und Ausbeutungslogik des kapitalistischen Systems beruht. Wir benötigen auch an der Universität eine Praxis, die uns tatsächlich dazu befähigt, diese tief verankerten Mechanismen zu erkennen und mit ihnen zu brechen, um kollektiv zu lernen, Erkenntnisse zu erschließen, zu kritisieren und zu verwerfen.

Grundlegend dafür ist, dass jede Vorstellung des ›selber Machens‹ eine Illusion ist. Dem gesellschaftlichen Charakter unseres Denkens und Arbeitens muss radikal Rechnung getragen werden (Hoppe 2021: 345). In diesem Sinne tendieren wir dazu, Wissen, angelehnt an die Feministin und Techno-Wissenschaftlerin Donna Haraway, als eine kollektive Praxis zu denken. Haraway geht davon aus, dass Wissen immer situiert ist. Es gibt keinen körperlosen, alles erfassenden Blick der Objektivität. Wissen ist immer nur partial⁵ (Hoppe 2021: 74, 77). Objektivität könnte stattdessen als »Praxis der Verknüpfung« erfasst werden (Hoppe 2021: 70, 79). Gemeint ist die Verknüpfung von vielfältigen, situierten und zwangsläufigen partialen Perspektiven, die in Verbindung miteinander zu einer Darstellung der Welt führen, die über die einseitige scheinbar ›universale‹ Perspektive der männlich weißen Rationalität hinausführt. Diese Form der Objektivität verdichtet die Realität als Netzwerk, anstatt sie auf eine Perspektive zu reduzieren (Hoppe 2021: 79). Wissen und Lernen wird durch ein Netzwerk aus Perspektiven geschaffen, die jedoch nicht durch Kompromisse oder ›vernünftige Lösungen‹ in Einklang gebracht werden, sondern deren Widersprüche ständig beibehalten und anerkannt werden müssen. Jede Erkenntnis als Darstellung der Welt ist demnach das Ergebnis einer spezifischen Konstellation von Positionen – und damit nicht festgelegt, sondern offen dafür, verworfen zu werden (Haraway 1995: 90; Hoppe 2021: 80). In dieser Offenheit liegt das utopische Potenzial jeder Wissenschaft, da hier der Raum für die Dinge bleibt, von denen wir noch gar nicht wissen, dass wir sie nicht wissen – und die uns ermöglichen könnten, ein gesellschaftliches Zusammenleben zu denken, umzusetzen und zu erkämpfen, das wir uns heute vielleicht noch gar nicht vorstellen können. Herangehensweisen wie diese helfen uns auch, die Situation an der Universität im Seminarraum anders anzugehen und sie als Möglichkeit dafür zu nutzen, im Widerstand gegen die gesellschaftlichen Zwänge einen solidarischen Gegenentwurf auszuprobieren. Wir fragen uns

5 Partialität/partial beschreibt dezentrierte, nicht mit sich selbst identische, teilhabende Perspektiven; es geht um eine »Verknüpfung heterogener Perspektiven und Positionen [...], die nicht in einem einheitlichen Standpunkt aufgehen können« (Hoppe 2021: 70).

jedoch durchaus, ob es an der Universität noch diese Freiräume innerhalb der kolonialen, kapitalistischen und patriarchalen Strukturen gibt, wie wir sie schaffen oder uns aneignen können.

FLINTA*s und rassifizierte Personen üben in der und gegen die Universität verschiedene Praxen aus, die darauf abzielen, sich abseits kapitalistischer Logiken und in kritischer Reflexion der eigenen Position und Denkmuster Wissen anzueignen, es zu verwerfen und sich auszutauschen. Sie gehen zusammen zu Seminaren und unterstützen sich gezielt gegenseitig bei ihren Redebeiträgen; sie fragen provozierend bei den Theoriemackern nach, um deren Bluff aufzudecken; oder sie treffen sich in Lesekreisen ohne (*weiße*) cis-Männer und erfahren, wie schön es sein kann, wenn ehrliche Fragen gestellt werden können, ohne dafür abgewertet oder vollgemackert zu werden. Freund*innenschaft spielt dabei für uns eine wichtige Rolle, für eine emanzipatorische Praxis, ob in den Gesellschaftswissenschaften oder außerhalb davon. Im Gegensatz zur Familie, Ehe, Kolleg*innen- oder Kommiliton*innen-schaft ist die Freund*innenschaft in unserer Gesellschaft weniger institutionalisiert oder als normative Lebensform angelegt. Sie trägt daher das Potenzial für eine autonome Beziehung zu sich selbst und anderen in sich, da wir Freund*innen nicht als Konkurrent*innen und ohne Abwägung des Nutzens und Fortkommens in der kapitalistischen Gesellschaft gegenüberstehen.

All das sind wertvolle Praxen, die noch mehr Sprengkraft hätten, würden die Theoriemacker mit an diesem Strang ziehen und mit ihrem Bluff nicht genau in die gegengesetzte Richtung wirken. Solange ihr aber so weiter macht, werden wir uns organisieren und es wird weiterhin »Fuck You Theoriemacker!« heißen.

Literaturverzeichnis

- Demirović, Alex (2010): »Von einer bedingten Universität zum emanzipatorischen Wissen. Für eine demokratische Hochschulreform – jenseits von ›Bologna‹«, in: Unbedingte Universitäten (Hg.), Was ist passiert? Stellungnahmen zur Lage der Universität. Zürich: Diaphanes, S. 393–405.
- Haraway, Donna (1995): »Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen«, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Holloway, John (2016): »Die Welt verändern, ohne die Macht zu übernehmen«, Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Hoppe, Katharina (2021): »Die Kraft der Revision. Epistemologie, Politik und Ethik bei Donna Haraway«, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Marx, Karl (1962 [1890]): »Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band (= Marx-Engels-Werke, Band 23)«, Berlin: Dietz.
- Marx, Karl (1968 [1844]): »Die entfremdete Arbeit«, in: Marx-Engels-Werke, Band 40, Berlin: Dietz, S. 510–522.

- Quijano, Aníbal (2007): »Coloniality and modernity/Rationality«, in: *Cultural Studies* 21(2-3), S. 168–178.
- Rodríguez, Encarnatión Gutiérrez (2016): »Decolonizing Postcolonial Rhetoric«, in: Gutiérrez-Rodríguez, Encarnatión/Boatcă, Manuela/Costa, Sérgio (Hg.), *Decolonizing European Sociology*, New York: Routledge, S. 49–67.
- Sharpe, C. (2016): »In the Wake: On Blackness and Being«, New York: Duke University Press.
- Tate, Shirley Anne/Baggaley, Paul (2017): »Building the anti-racist university: next steps«, in: *Race Ethnicity and Education* 20(3), S. 289–299.
- Wagner, Wolf (1973): »Der Bluff. Die Institution Universität in ihrer Wirkung auf die Arbeitsweise und das Bewußtsein ihrer Mitglieder«, in: Probleme des Klassenkampfes. Zeitschrift für politische Ökonomie und sozialistische Politik 3(7), S. 43–81.
- Wagner, Wolf (2002): »Uni-Angst und Uni-Bluff. Wie studieren und sich nicht verlieren«, Hamburg: Europäische Verlagsanstalt/Sabine Groenewold Verlage.
- Wynter, Sylvia (2003): »Unsettling the Coloniality of Being/Power/Truth/Freedom: Towards the Human, After Man, Its Overrepresentation – An Argument«, in: CR: The New Centennial Review 3(3), S. 257–337.

